

(13. Fortsetzung.)

Sie mußte unwillkürlich lachen, als sie sein verdutztes Gesicht sah, und er wurde über und über roth.

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung, gnädige Frau, wirklich tausendmal.“ Er hatte sich gebückt und ihr das Padet wieder überreicht, aber als sie dieses nun in die Hand nehmen wollte, entfiel ihr ein zweites und gleich darauf ein drittes. Er hob auch diese beiden auf, aber als er sie ihr zurückgeben wollte, besann er sich eines anderen. „Wenn Sie geflatten, gnädige Frau, behalte ich diese beiden Padete und trage sie Ihnen.“

„Gern“, stimmte sie ihm bei. „Ich wäre Ihnen sogar sehr dankbar. Ich wollte mir die Sachen eigentlich ins Haus schicken lassen, aber die Leute sind in dieser Hinsicht hier so furchtbar unzuverlässig, die denken: kommt es nicht heute, so kommt es wohl morgen oder übermorgen.“

„Es ist überhaupt ein elendes Nest.“

Wieder lachte sie lustig auf. „Sie scheinen sich heute in etwas pessimistischer Stimmung zu befinden. Herr Leutnant, das sah ich Ihnen schon von weitem an. So kenne ich Sie ja gar nicht, im Gegentheil, ich habe Sie als einen sehr lustigen, geselligen, schaffenden, erinnernden. Sie sind noch, wieviel wir im vorigen Jahr zusammen gelacht haben, als Sie mich einmal zu Tisch führten?“

„Sein Herz schlug hörbar. Dessen erinnern Sie sich noch, gnädige Frau?“

„Sogar ganz deutlich. Den ganzen Tag hatte mir davor gegraut, den mir mehr als unsympathischen Hauptmann, der ja jetzt nicht mehr im Regiment steht, als Tischherren zu erhalten, und es war mir eine große Freude, als Sie mir dann den Arm boten.“ Und nach einer kleinen Pause fragte sie: „Tanzen Sie immer noch so leidenschaftlich?“

„Ich sagte es Ihnen ja schon an dem Abend, ich habe noch nie einen so glänzenden Walzerpartner kennen gelernt, wie Sie es sind.“

„Meine Gnädigste, Sie beschämen mich. Im übrigen glaube ich allerdings, mich wenigstens in dieser Hinsicht wenig oder gar nicht zu meinem Nachtheil verändert zu haben; allerdings hat man hier nicht allzuoft Gelegenheit, seine Kunst zu zeigen.“

„Vielleicht aber bietet sich Ihnen in der nächsten Zeit einmal wieder Gelegenheit. Ich sprach schon mit meinem Schwager darüber; ehe ich abreise, möchte ich noch ein Fest im Kasino geben, um mich für alle mit bewiesenen Liebenswürdigkeiten zu dankbaren.“

„Ganz erschrocken war er stehen geblieben. Sie wollen schon wieder fort, gnädige Frau?“

„Heute und morgen noch nicht“, beruhigte sie ihn, aber einmal wird der Tag ja doch kommen, ewig kann ich doch nicht hier bleiben.“

„Und warum nicht, gnädige Frau?“ fragte er. „Ich sagte schon eben, diese kleine Stadt ist ein entsetzliches Nest, und wenn Sie dann auch noch fortgehen, dann ist es einfach, um sich aufzuhängen.“

„Und warum das?“ fragte sie belustigt.

„Weil Sie, gnädige Frau, das einzige Wesen hier sind, das Zeugniß davon ablegt, daß es auch noch eine Welt gibt, in der Luxus und Eleganz herrschen. Ja, ganz ernsthaft“, fuhr er fort. „Sehen Sie, meine Gnädigste, wenn man jahrelang in der Finsterniß steht, dann ist man mehr als glücklich, wenn endlich einmal die Sonne scheint, und man betrachtet die dann mit ganz andern Augen als derjenige, der sie täglich sieht, sie erscheint dann wie etwas ganz Ungeheures in ihrer Pracht. Und ebenso geht es uns hier mit Ihnen, meine gnädige Frau, oder wenigstens mir. Ich erzähle Ihnen schon einmal, ich bin viel gereist, und ich kenne die Welt, in der man sich langweilt. Ich war in Paris, in Monte Carlo und in vielen anderen Städten, die so schön sind. Das Leben dort und hier will ich natürlich nicht miteinander vergleichen, nur die Art und Weise, wie die Damen sich dort und hier kleiden. Wenn ich hier vor dem sogenannten Modevaarengeschäft stehen bleibe und an einem Jahrzehnte alten Hut oder an einem noch älteren Sonnenschirm die Worte lese „Letzte Pariser Neuheit“, dann bekomme ich beinahe Krämpfe. Brrr“, und er schüttelte sich, daß ihm beinahe wieder eins der Padete entfallen wäre.

Sie amüsierte sich über seine Art. „Und dann meinen Sie, da sollte ich nur hier bleiben, so gewissermaßen als lebendiges Modejournal?“

„Aber der wirkliche König bleibt auch unter den Hellschenden König“, gab er schlagfertig zurück, „und Sie sind eine Königin im Reiche der Schönheit, das brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen, das wissen Sie ja selbst ganz genau.“

„Meinen Sie?“ fragte sie. „Sicher. Uebrigens gnädige Frau, ich mache nie Komplimente. Aber ich habe Sie geflatten zu Pferde gesehen, und da muß ich wirklich sagen, alle Hochachtung. Selbst in Paris im Bois habe ich keine besseren und keine eleganteren Reiterinnen gesehen. Wenn es nicht unmillitärisch wäre, würde ich vor Ihnen den Hut abnehmen.“

„Hätten Sie nicht einmal Lust, mich auf einem Spazierritt zu begleiten? Vielleicht könnten Sie sich irgendwo ein Pferd besorgen.“

„Aber meine Gnädigste, Sie brauchen nur befehlen, Ihre Aufforderung macht mich zu dem glücklichsten aller Menschen.“

„Das hätten Sie nicht sagen dürfen“, meinte sie etwas verstimmt. „Ich hasse diese Redensarten.“

„Und wenn es nun für mich keine wäre?“ fragte er ganz ernsthaft. „Ich sagte Ihnen schon vorhin, ich bin hier nicht verwehrt, für mich sind Sie wirklich die Sonne, die nach langen Monaten eines grauen Himmels endlich durch die Wolken hindurchscheint.“

„Aber Herr Leutnant, Sie werden ja ordentlich poetisch.“

„Fürchten Sie nichts, meine Gnädigste. Poetische Leutnants gibt es nicht, wenigstens habe ich noch keinen kennen gelernt, und abgesehen davon, daß ich ein großer Verehrer von Heinrich Heine bin, habe ich für alle Poesie sehr wenig Verstand. Es ist mir sehr ganz unmöglich, selbst zu dichten, sogar als Schüler habe ich nicht einmal das kleinste Liebesgedicht fertig gebracht.“

„Trotzdem Sie doch sicher ...“

„Trotzdem ich sogar immer verliebt war“, versicherte er ernsthaft. „Versucht habe ich das Dichten natürlich oft genug, sogar einmal während der Religionsstunde, und das wäre mir beinahe sehr schlecht bekommen. Der Lehrer entdeckte meine schlechten Verse, und wegen Entweihung des Religionsunterrichts sollte ich zuerst nicht versetzt werden, aber schließlich beruhigten sich die Gemüther doch wieder.“

Sie hatte ihn, während er so plauderte, ganz verwundert angesehen, und jetzt fragte sie: „Bitte, Herr Leutnant, wenn es nicht indiskret ist, dann sagen Sie mir, bitte, was hatten Sie vorhin? Da machten Sie ein Gesicht, als wenn Sie jemand umbringen wollten, und jetzt scheint mir mit einem Male Ihr ganzer Aergers verfliegen zu sein. Zwischen dem Leutnant, der mich vorhin mit seiner Säbelschneide beinahe ermordete, und dem Leutnant, der jetzt neben mir geht, ist wirklich ein ganz gewaltiger Unterschied.“

„Das macht der Sonnenschein“, sagte er galant. „Der verschleucht alle Sorgen.“

„Fangen Sie schon wieder mit den Komplimenten an?“ schalt sie. „Einen Augenblick schweig er, dann meinte er: „Es ist doch eigentlich etwas Sonderbares um das Wort Wahrheit. Man wird dahin erregt, immer nur die Wahrheit zu sprechen, und befolgt man im späteren Leben diese gute Lehre, dann wird man entweder ein Grobian genannt, oder man kommt in den Verdacht, immer nur Komplimente zu machen.“

Frau Konstanze wußte nicht, wie es kam, aber ihr gefiel die Art und Weise, in der Konrath ihr huldigte, und der der Freude, mit ihr zusammenzutreffen zu sein, offen Ausdruck gab. Es machte ihr Vergnügen, sich vor ihm bewundern zu lassen und seine Huldigungen entgegenzunehmen. Und so beiläufig sie sich auch nicht sonderlich nach Haus zu kommen, ja, sie schlug ihm sogar vor, einen kleinen Umweg zu machen. „Der Abend ist wunderschön, wenn es Ihnen recht ist, gehen wir noch durch die Schlossallee.“

„Und ob es ihm recht war? Er war berauscht von ihrer Schönheit, von ihrem leisen Parfüm, von der Pracht ihrer Toilette, von dem Rauschen der seidernen Jupons, von der Eleganz, die sie umgab.“

„Ist es Ihnen recht, gnädige Frau, wenn wir Ihre Padete nach Haus schicken lassen? Dort kommt ein Soldat, der kann die Sachen besorgen.“

Sie willigte ein; er rief den Soldaten heran und drückte ihm dann einen Thaler Trinkgeld in die Hand.

„Aber Herr Leutnant, Sie sind ja ein Verschwendler“, schalt sie, „fünfzig Pfennige hätten es doch auch getan.“

„Und wenn er gar nichts bekommen hätte, wäre es auch noch so gewesen“, meinte er. „Aber, meine gnädigste Frau, Sie haben mich armen Teufel heute so namenlos glücklich gemacht, warum soll ich da aus meinem

Glücksgefühl heraus heute nicht einem andern armen Teufel auch eine Freude bereiten?“

„Das ist sehr hübsch von Ihnen“, lobte sie, und sie empfand das, was er gethan, von neuem als eine ihr dargebrachte Huldigung. So schritten sie denn, von ihrer Würde befreit, im lustigen Gespräch dahin, und beide waren enttäuscht, als sie früher, als sie es erwartet hatten, wieder vor dem Hause des Hauptmann Mehring anlangten.

„Schade“, sagte er, „sehr schade, gnädige Frau, es war so wunderbar hübsch.“

„Schade“, dachte auch sie, dann aber meinte sie: „Vielleicht führt uns der Zufall einmal wieder auf der Promenade zusammen, im übrigen vergessen Sie nicht: wenn Sie einmal Lust haben, mich auf einem Spazierritt zu begleiten, brauchen Sie es nicht nur durch meinen Schwager wissen zu lassen.“

„Wenn es Ihnen recht ist, gnädige Frau, schide ich Ihnen doch lieber einen anderen Boten“, meinte er noch kurzem Besinnen. „Unter uns gesagt, ich bin nicht gerade der Vorzug Ihres Herrn Schwagers, der wäre sogar im Stande, mir im letzten Augenblick Dienst anzusetzen, nur um mir das Vergnügen zu rauben, besonders seit dem heutigen Nachmittag.“

„Was haben Sie denn da ange stellt?“ fragte sie lustig. „Ich habe den trümmsten Kerl der ganzen Kompanie dazwischen geschoben, daß er sich vor uns aller Augen plötzlich in einen Anonius verwandelt.“

„Können Sie denn hypnotisiren?“ erkundigte sie sich neugierig.

„Keine Ahnung“, erwiderte er lustig. „Eine ausgezeichnete Zitrone hat mich hypnotisirt in sich, als ich in mir. Die Sache glückte nur aus mir selbst unbekanntem Grund.“

„Warum machen Sie denn aber auch solche Thorheiten?“ schalt sie.

„Ja, warum?“ fragte er tiefinnig. „Es liegt in Ihnen nun doch ein eigener Reiz, und dieses Leben wäre noch elender, als es so wie so schon ist, wenn man nicht ab und zu durch eine kleine Thorheit für Abwechslung sorgte.“

„Werden Sie nur nicht wieder pessimistisch“, bat sie. „Ich habe mich gefreut, daß Sie Ihre gute Laune wieder fanden, und jetzt zum Abschied fangen Sie von neuem an zu klagen.“

„Die Sonne geht auch wieder unter“, sagte er.

Sie that, als hätte sie seine letzten Worte nicht gehört oder wenigstens nicht verstanden und reichte ihm zum Abschied die Hand, aber als er sich niederbeugte, um sie zu küssen, wehrte sie ab. „Erstens küßt man auf der Straße einer Dame überhaupt nicht die Hand und zweitens küßt man keinen Handschuh.“

„Ich weiß, meine Gnädigste“, stimmte er ihr bei, „aber wir sind hier nicht mehr auf der Straße, sondern auf der Schwelle Ihres Hauses. Und außerdem kennen Sie ja auch wohl das alte Wort: „Kann man nicht küssen, was man mößt“, na, dann küßt man, was man hat.“

Für einen Augenblick dachte sie daran, den Handschuh abzustreifen, dann aber besann sie sich eines anderen. „Lassen wir trotzdem den Handschuh für das nächste Mal.“

Mit ganz traurigen Augen sah er sie an. „Muß das sein?“

Sie wollte über ihn lachen, aber irgend etwas, über das sie sich selbst nicht klar war, hielt sie davon zurück, und ehe sie eigentlich wußte, wie es gekommen war, hatte sie nun doch den Handschuh abgestreift. Stillnisch ergriff er ihre Rechte und drückte einen langen Kuß darauf. „Ich danke Ihnen, gnädige Frau.“

Das klang so warm, so ehlich, daß sie merkte, es war ihm wirklich Ernst mit seinen Worten, und als er sie nun noch einmal mit seinen großen dunklen Augen ansah, da fühlte sie, wie ihr das Blut in die Wangen steigen wollte. Mit einem schnellen: „Auf Wiedersehen, Herr Leutnant“, verabschiedete sie sich von ihm, und wie in Traum setzte Konrath seinen Weg fort. Er hatte das Gefühl, als ob er berauscht wäre, noch nie war ihm so zumuthig gewesen wie jetzt. Ganz mechanisch ging er noch einmal denselben Weg, den er vorhin an der Seite der schönen Frau zurückgelegt hatte, er sah sie im Geiste neben sich, er hörte ihre Stimme und ihr helles Lachen, er athmete noch einmal ihr Parfüm, er hörte das Rauschen ihrer Kleider — er war total verliebt.

9. Kapitel.

Major Gebhard war vor einigen Tagen mit seiner Frau vom Urlaub zurückgekehrt, und auf seine Veranlassung hin wollten sich heute Abend sowohl die Jungesellen wie die Familien des Bataillons zu einem zwanglosen Zusammensein im großen Garten des Kasinos versammeln. Alle hatten diesen Vorschlag mit Freuden begrüßt, was es doch wenigstens eine kleine Abwechslung in der

stillen Sommerzeit, am meisten aber freute sich der Bürgermeister darüber, der hatte am Vormittag von dem Major ein großes Lob über die vortreffliche Art, in der er in der Zwischenzeit das Bataillon geführt hatte, geerntet, so befand er sich in der allerbesten Stimmung, und die wurde ihm noch dadurch gehoben, daß er die frohe Aussicht hatte, wieder einmal einen Abend mit Frau Konstanze zusammen sein zu können. Je öfter er sie sah, desto besser gefiel sie ihm, und er glaubte zu wissen, daß er auch ihr nicht gleichgültig sei. Aber wenn er trotzdem noch nicht daran gedacht hatte, das entscheidende Wort zu sprechen, so lag das daran, daß er ganz im tiefsten Innern immer noch eine gewisse Abneigung gegen die Ehe gehegt hatte. Er war nicht mehr der Jüngste, vor allem aber hatte er zu lange als Junggeselle gelebt und war in vielen Dingen zu pedantisch geworden, als daß er es sich, so ohne weiteres vorstellen konnte, wie das alles werden würde, wenn nun plötzlich eine Frau in seinen Räumen herrschte, wenn die jetzt alle Anordnungen traf, wenn er in mancher Hinsicht nicht mehr der alleinige Herrscher in seinen vier Wänden war.

Lange hatte er heute Nachmittag in seinem großen Ledstuhl gesessen und sich immer wieder die Frage vorgelegt: Soll ich oder soll ich nicht? Und schließlich hatte er sich dabei ertrappt, daß er mit lauter Stimme vor sich hin sprach: „Ja, ich will, ich will wenigstens noch ein- mal als Jungeselle leben, und ich habe Frau Konstanzes Gunst zu erlangen, und gelangt mir das, dann verbrenne ich mich als Jungeselle und steige als Ghemont aus der Höhe hervor.“ Und er nahm sich vor, gleich heute Abend schweres Geschick anzufahren, geplänkelte er, ja er schon genug mit ihr, das Vorpostengesicht, um sich militärisch auszubilden, war bereits erfolgt, nun kam der Angriff der Hauptmohr.

„So piff er denn jetzt, während er sich ankleidete, ein lustiges Lied vor sich hin, als es plötzlich an die Thür klopfte. „Herr Bürgermeister, das Abendessen ist aufgetragen.“

„Um Gottes willen“, dachte er. Dann zog er sich rasch seinen Leberrock an und trat auf den Korridor, wo seine Haushälterin ihn erwartete. „Beste, liebste Frau Brümmer, nehmen Sie es mir nicht übel“, bat er, „ich bin heute nicht zum Essen zu Haus, ich gehe ins Kasino.“

Die stemmte beide Hände in die Seiten und sah ihn vernichtend an. „Und das sagen Sie mir erst jetzt?“

„Sagen Sie nicht böse“, bat er noch einmal. „Ich habe total vergessen, es Ihnen mitzutheilen.“

„So was darf man aber nicht ver- aessen“ fuhr sie ihm mit einem hochrothen Gesicht an.

Er nahm sich fest vor, sich seine gute Laune nicht verderben zu lassen, in seiner fröhlichen Stimmung nahm er ihr die Worte auch gar nicht ernst, sondern meinte lustig: „Was Sie sagen!“

„Was Sie sagen!“ wiederholte sie höhnisch. „Glauben Sie, daß ich weiter nichts auf der Welt zu thun habe, als für nichts und wieder nichts am Herd zu stehen und das Abendbrot zu bereiten? Meinen Sie, daß es ein Vergnügen ist, einundeinhalb Pfund Spargel zu schälen? Wer soll den nun essen?“

„Na, Frau Brümmer Sie werden schon kein Unmensch sein, wenn ich Sie darum bitte.“

„Ich esse keinen Spargel. Das könnten Sie, nachdem ich so lange bei Ihnen im Hause bin, eigentlich auch wissen.“

„Ach so, ja richtig“, sagte er immer noch lustig. „Verzeihen Sie, das hatte ich ebenfalls vergessen. Na, dann ist Luise sie.“

„Ich mühte ja wahnsinnig, wenn ich noch nichts bemerkt hätte. Glauben Sie vielleicht, ich hätte neulich beim Aufräumen den Zettel nicht gefunden, auf dem Sie in einem fort den Namen „Konstanze“ geschrieben haben?“

Der Bürgermeister wurde ganz verlegen. Jetzt erinnerte er sich auch, daß er neulich, als er von einem gemeinsamen Spazierritt zurückgekommen war, ihren Namen beständig auf ein Blatt Papier geschrieben hatte. Wie hatte er den nur nicht vernichten können!

„Ich habe eine neue Feder ausprobiert“, suchte er sich herauszulügen, „und da ich gerade an die gnädige Frau ein paar Worte schreiben wollte, habe ich ihren Namen ausprobiert.“

„Jawohl, und ein Herz herumgemalt, mit einem Pfeil da drin, und ner ganzen Masse Blutstropfen, die man ordentlich so herunterläßt. Na, Herr Bürgermeister, das Zeugnen hat nun keinen Zweck mehr, mir machen Sie kein K für ein U.“

Der Bürgermeister erschrak, hatte er wirklich ein Herz gemalt? Er wußte es selbst nicht. Auf jeden Fall hatte er ein schlechtes Gewissen, und um sich reinzuwaschen, wurde er Frau Brümmer grob. „Und wenn denn wirklich so wäre, was ginge Sie das alles an?“

Frau Brümmer lachte spöttisch auf. „Nun wird's immer besser. Was mich das angeht? Glauben Sie, daß mir die Wirtschaft, die jetzt hier im Hause herrscht, ganz einerlei ist? Da mühte ich ja gar kein Pflichtgefühl im Leibe haben, und ich habe Pflichtgefühl, das lassen Sie sich bei der Gelegenheit noch mal geiaat sein, Herr Bürgermeister. Ich bin für Ihr Wohlthun verantwortlich, und darum kann ich es nicht mit ansehen, wie Sie jetzt leben und wie Sie nicht einmal mehr die Mahlzeiten innehalten. Und glauben Sie, daß es mir einerlei ist, was die Leute reden?“

„Die Leute reden gar nichts“, herrschte der Bürgermeister sie an.

„So, meinen Sie?“ fragte Frau Brümmer voller Hohn. „Ihnen wird natürlich kein Mensch sagen, wie er denkt, aber mir sagen sie es. Sie sollten es nur mal mit anhören, wie die Leute sprechen, wenn ich des Abends selbst die Einkäufe mache, damit Luise, das unersahrene Kind, sich nicht überwohnen läßt.“

„Und vor allen Dingen, damit sie nicht die Procente in die Tasche steckt“, dachte der Bürgermeister, dann sagte er: „Was die Leute über mich reden, ist mir ganz gleichgültig.“

„Was? So weit sind Sie schon?“ fragte Frau Brümmer. „Na, allerdings, wenn Sie sich selbst nichts mehr daraus machen, dann kann es mir ja auch einerlei sein.“ Und geringschätzig wandte sie sich ab und ging davon.

Am liebsten hätte der Bürgermeister sie zurückgerufen und ihr ganz gehörig seine Meinung gesagt; aber was dann, wenn Frau Brümmer ihm vielleicht, um zu beweisen, daß sie die Wahrheit gesprochen hätte, wörtlich wiederholte, was Hinz und Kunz über ihn gesagt hatten? Was dann? Sollte er dann diese Neußerungen als gar nicht gefallen betrachten oder sollte er sich deswegen mit den unter ihm stehenden in einem Wortstreit einlassen? Nein, das durfte nicht sein, aber gesehen mühte etwas, und es konnte nichts anderes geschehen, als daß er dem Gerde so schnell wie möglich dadurch ein Ende machte, daß er sich mit Frau Konstanze verlobte. „Und als erstes fliegt dann Frau Brümmer“, beschloß er. „Schon deshalb darf ich nicht länger zögern, den entscheidenden

Schritt zu thun, denn lange halte ich die Impertinenz und die Unverschämtheit dieser Person nicht mehr aus. Ich werde einfach trank dabei.“

Unterdessen sah Frau Brümmer in der Küche und ab Abendbrot, und wenn sie einmal eine kleine Pause machte, um Athem zu holen, dann rief sie sich vergnügt die Hände. „Ach“, — sie hieß Ja, aber sie nannte sich selbst nie anders als „Ach“, — „Ach, das hast du einmal wieder sehr gut gemacht. Ob der Bürgermeister wohl wirklich glaubt, daß die Leute über ihn und die schöne Wittwe reden? Leid thun sollte es mir trotz alledem, wenn er auf diese meine fromme Nothilfe hingefallen wäre, aber der Wurm krümmt sich, wenn er getreten wird, und ich bin ein Wurm, und wie muß ich mich treten lassen! Mit welcher Delicatesse hat der Bürgermeister mich früher behandelt, nie war er gegen mich unfreundlich, und jetzt? Ich existiere überhaupt nicht mehr für ihn. Nicht etwa, als ob ich ernsthaft daran geglaubt hätte, daß er sich um meine Gunst bemühe, und daß ich eifersüchtig wäre. O nein, das nicht, aber ehe ich zugebe, daß eine andere die Schwelche hier überschreitet, mir Vorwürfen macht und mich womöglich die Wirtschaftsbücher kontrollirt, da habe ich auch noch ein Wort mitzureden, und zwar ein „hr ernstes. Na, für heute habe ich ihm ja mal meine Meinung über den Punkt gesagt. Ob es was nützt, weiß ich nicht, auf alle Fälle habe ich aber meinem Herzen mal Luft gemacht, und das thut wohl, aber es greift doch an“, und um sich zu stärken, ergriff sie ihr Glas Braumbier und führte es an die Lippen. Gleich darauf aber setzte sie es wieder ab. „Aufi Teufel, Luise, wie oft soll ich Ihnen sagen, ich bin es gewöhnt, zwei Löffel Streuzucker ins Bier zu nehmen.“

„Die sind auch drin“, verteidigte sich Luise.

„Ja, was Sie so zwei Löffel nennen“, schalt Frau Brümmer, „ich habe Ihnen schon tausendmal erklärt, es gibt zweierlei volle Löffel. Für die Herrschaft ist der Löffel voll, wenn er bis zum oberen Rande gefüllt ist, für unsern erst dann, wenn er darüber hinaus gebauft ist“, und sie fuhr mit einem Schloßel in die Dose mit Streuzucker und brachte ihn so voll wieder heraus, daß Luise sich dachte: „Warum schüttelt sie nicht gleich den Inhalt der ganzen Dose in das Bier hinein, oder warum gießt sie nicht gleich das Bier in die Zuderdose? Das wäre doch viel einfacher.“

Da klingelte es kurz zweimal. Das war das Zeichen, daß Frau Brümmer erscheinen sollte, aber die war noch nicht mit dem Essen fertig. „Gehen Sie mal hin, Luise, und sehen Sie mal nach, was er denn n-“ will, er mühte doch eigentlich schon lange fort sein.“

(Fortsetzung folgt.)

Philadelphina hat einen Hund der finst, Chester eine Kage die ganze Mellobien summt, und Sharon Hill besitzt sogar einen Hahn, der die Tonleiter trahen kann, mehr bedarf es nicht um den Anspruch Pennsylvaniens, ein musikalischer Staat zu sein, zu rechtfertigen.

Unter den Jägern auf die Mitgift von Amerikanerinnen befinden sich gegenwärtig zwei Prinzen. Infolgedessen sind geringere Titel zeitweise zu Bargainpreisen zu haben.

Der Mensch kann, was er soll; und wenn er sagt: ich kann nicht, so will er nicht.



Er (zu Luise): ... fünf Monate hat dich der Ueberzieher gekostet, den du da trägst? Luise: Na... id trage nig billig est!